

PARTNERSCHAFT

Was aus der Liebe wird

Partnerschaften werden pragmatischer gelebt – weil die Frauen es so wollen.

VON Martin Spiewak | 27. März 2016 - 13:02 Uhr

© Patrik Stollarz/AFP/Getty Images

Ein Paar umarmt sich auf einer Brücke, an deren Geländer Liebesschlösser hängen.

"So richtig begriffen habe ich es bis heute nicht." So spricht Georg über die Liebe, er ist der Held in Michael Kumpfmüllers neuem Roman *Die Erziehung des Mannes*. Ein Mann, der sein Liebesleben wie im Film an sich vorbeiziehen sieht. Dem die Beziehungen eher passieren, als dass er sie wählt, und wieder entschwinden, bevor er sie verstanden hat. So wie sein Vater – herrisch, machohaft, gefühlstaub – will Georg nicht sein, eine moderne Männlichkeit kann er aber nicht finden. Am Ende bleibt Georg nur Ratlosigkeit. Und das, was die Frauen wollen.

Irgendwie zwischen etwas Bekanntem, das nicht mehr passt, und etwas Unklarem, das erst langsam Konturen gewinnt: So ähnlich wie die Romanfigur sehen viele reale Menschen die Liebe. Ihre Verunsicherung ist mehr als bloß eine Gefühlsverwirrung, sie entsteht an einem fundamentalen Übergang von alten Vorstellungen hin zu etwas Neuem, für das uns die Begriffe noch fehlen.

Mehr als 3.100 Deutsche haben die Sozialforscher des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB) zusammen mit dem Umfrage-Institut infas und der ZEIT befragt. Es ging um das wirklich Wichtige im Leben – auch um Liebe, Familie und Partnerschaft. Fast zwei Stunden Zeit nahmen sich die Forscher für jeden Einzelnen von ihnen. Das zentrale Erkenntnisinteresse lautete: Was ist den Deutschen so wichtig, dass sie es an nachfolgende Generationen weitergeben möchten?

Die Ergebnisse gewähren einen Einblick in die paradoxe Herzenswirklichkeit der Deutschen. Eine, in der die monogame, verbindliche Liebe das nahezu unumstößliche Ideal bleibt – während die Art der Paarbeziehung sich zugleich fundamental verändert. "Das Gefühl der Liebe ist das höchste Gut im Leben": Dem stimmen beinahe 90 Prozent der Befragten zu – zugleich aber lehnen es vor allem viele Frauen ab, wichtige Entscheidungen von ihrem Partner abhängig zu machen oder eine zerrüttete Beziehung allein für die Kinder aufrechtzuerhalten.

Wie der leicht überforderte Georg in Kumpfmüllers Roman suchen die Deutschen nach wie vor nach einer Liebe, die ewig dauert, erkennen aber genauso wie er, dass sie tatsächlich oft nur einige Jahre währt. Sie wollen sich weiterhin an einen einzigen Menschen binden – der tatsächlich die- oder derjenige ist, mit der oder dem sie gerade Leben und Laken teilen.

Die aktuelle ZEIT können Sie am Kiosk oder hier erwerben.

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 12 vom 10.3.2016.

Gleichberechtigung, Selbstbestimmung, Eigenverantwortlichkeit: Seit Jahrzehnten bewegt sich die Gesellschaft auf diese Ideale zu. Normative Zwänge weichen, die Freiheit des Einzelnen wächst. Was dieser Wandel für die Liebe bedeutet, hat der britische Soziologe Anthony Giddens vor einem Vierteljahrhundert analysiert. In seinem Buch *The Transformation of Intimacy* beschrieb der spätere Direktor der London School of Economics anschaulich, wie Demokratie, Rationalität und Individualismus nicht nur die modernen Gesellschaften als Ganzes prägen, sondern ebenso deren Mitglieder – und ihre Paarbeziehungen. Es ist ein Wandel, der wegführt vom traditionellen Liebesbegriff und hin zu einem neuen Beziehungsbild. Giddens spricht vom Übergang von der "romantischen" zur "partnerschaftlichen" Liebe.

Die althergebrachte Vorstellung kennen wir alle nur zu gut, dafür sorgen Belletristik, Hollywood und die Valentinstag-Industrie: Im größten aller Gefühle finden zwei Menschen zusammen, die vom Schicksal füreinander bestimmt sind. Erst die Ehe heiligt ihren Bund. Natürlich bis dass der Tod sie scheidet. Was aber soll die neue Variante, die partnerschaftliche Liebe, sein? Giddens spricht von der *confluent love*, der "zusammenfließenden Liebe". Das ist eine Abkehr vom Vertrauen auf das Schicksal und eine Anerkennung des Zufalls, der dahintersteckt, wenn zwei sich finden.

Nicht mehr eiserne Eheschwüre oder feste Rollenbilder schmieden das Paar zusammen, sondern ständige Beziehungsarbeit. Immer wieder befragen beide Partner die Liebe und gleichen sie mit ihren eigenen Bedürfnissen ab, erneuern die Verbindung – oder werfen sie, wenn sie in ihr nicht mehr genug Erfüllung finden. Das gelte auch für den Sex, der laut Giddens zu einem "Schlüsselement" der modernen Liebe werde. "Auch, weil Sex dem Ausdruck der eigenen Identität und der Selbstbestätigung dient", sagt Jan Wetzel vom WZB, das die Umfragedaten ausgewertet hat.

DIE STUDIE

Das Vermächtnis – so lautet der Titel der Untersuchung, für die DIE ZEIT und ZEIT ONLINE mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) und dem Sozialforschungsinstitut ifas zusammengearbeitet haben. Die Studie ist mehr als eine der üblichen Momentaufnahmen, mit denen dem Land der Puls gefühlt wird. Es geht um Vergangenheit, Gegenwart und gesellschaftliche Zukunft. Wie leben die Deutschen, und was würden sie kommenden Generationen gern vermachen? Wovon würden sie ihnen abraten? Welche Zukunft erwarten sie? Ungewöhnlich: Die Interviewer haben nicht nur 3.000 Gespräche mit repräsentativ ausgewählten Menschen geführt, sondern die Befragten auch riechen und tasten lassen. Wie riecht die Zukunft: eher wie Grapefruit, wie Rosenblüten, wie Heu? Wie fühlt sie sich an – glatt, rau, hart oder weich?

DAS ERGEBNIS

Das Ergebnis verrät, wo die Menschen sich einig sind und wo es Differenzen gibt. Also auch: wo die Politik handeln muss. In einer vierteiligen Serie stellen DIE ZEIT und ZEIT ONLINE die Ergebnisse vor. Auf den Überblick der interessantesten Ergebnisse folgen in den kommenden Wochen Einblicke zu den Themenbereichen Erwerbsarbeit, Verhältnis der Generationen und Liebe.

DIE STUDIENLEITERIN

Jutta Allmendinger ist Präsidentin des WZB und Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Berliner Humboldt-Universität. Sie forscht insbesondere über soziale Ungleichheit und Fragen des Lebensverlaufs.

In den Ergebnissen der Vermächtnis-Studie findet Anthony Giddens' Theorie ein empirisches Echo. Die Daten machen deutlich, welche Strecke die Deutschen zwischen den beiden Polen der Liebe zurückgelegt haben. Danach betrachtet die Mehrzahl der Menschen die Ehe zwar immer noch als einen "besonderen Ausdruck von Liebe" – einerseits. In der Wichtigkeit rangiert sie aber hinter gutem Essen, einer gerechten Arbeitsteilung im Haushalt – und weit hinter dem mit Abstand teuersten Wert der Deutschen: der Nähe zu einem Menschen. Diese muss nicht unbedingt institutionell verankert sein.

Und das gilt, so glauben die Deutschen, für die Zukunft noch stärker. Auf die Frage, ob künftige Generationen die Heirat als besonderen Ausdruck von Liebe ansehen werden, antworten sie deutlich zurückhaltender als auf die Frage, wie wichtig ihnen selbst die Ehe ist. "Die Ehe als einstmalige starke Norm ist in Auflösung begriffen", sagt die Soziologin und WZB-Präsidentin Jutta Allmendinger, "und die Mehrheit der Befragten bejammert das nicht, sondern unterstützt den Trend."

Das wird vor allem deutlich, wenn Forscher Fragen stellen, die auf die bindenden Kräfte in einer Partnerschaft zielen. Auch für das Wichtigste in einer Beziehung, die gemeinsamen Kinder, will in Zukunft kaum noch jemand mit einem Partner zusammenbleiben, den er nicht mehr liebt. Selbst die über 65-Jährigen finden es inzwischen besser, sich zu trennen, wenn die Liebe erkaltet ist.

Amtsgerichte können diesen Trend beglaubigen. In Deutschland lassen sich jedes Jahr fast 170.000 Paare scheiden. Im Durchschnitt geht jede dritte Ehe kaputt. Ein Viertel aller minderjährigen Kinder hat geschiedene oder unverheiratete Eltern.

Auch die Ehe von Kumpfmüllers Figur Georg scheitert: Seine Frau Julika reicht die Scheidung ein. In *Die Erziehung des Mannes* zeigen die Frauen, wo es in puncto Liebe langgeht, und der Held tritt hinterher. "Spätestens jetzt hätte ich mit jemandem reden sollen." "Musste man mich zu allem zwingen?" "Es war ein Anfang, wenngleich ich an diesen Anfang nicht glaubte." Das sind so Georg-Sätze. Sie treffen, wie es scheint, die Realität.

Denn es sind heute die Frauen, die traditionelle Familienstrukturen und Liebesbeziehungen umkrempeln. "Frauen bevorzugen stärker die partnerschaftliche Liebe. Sie sind die Treiber der Veränderungen", betont der Sozialforscher Jan Wetzel. Die Männer seien die Nachzügler, sie scheinen noch eher dem traditionellen Liebesbegriff anzuhängen – sogar diejenigen, die den Fortschritt eigentlich begrüßen. "Bei vielen Männern herrscht eine Diskrepanz zwischen ihren Werten und ihrem Verhalten", sagt Patricia Wartil aus dem WZB-Team. Das zeigen die Ergebnisse der Vermächtnis-Studie: Was Männer nachfolgenden Generationen empfehlen, steht im Widerspruch zu ihren eigenen teils noch recht konservativen Einstellungen.

So wünschen sich im Schnitt mehr Männer als Frauen, "am liebsten die ganze Zeit mit ihrem Partner zusammen zu sein". Männer würden nachfolgenden Generationen eher

empfehlen, wichtige Entscheidungen in ihrem Leben – einen Wechsel des Jobs oder des Wohnorts – vom Votum der Liebsten abhängig zu machen. Und sie sind eher bereit, eine Partnerschaft mit Kindern aufrechtzuerhalten, selbst wenn man sich auseinandergeliebt hat. 32 Prozent der Männer würden auch zukünftigen Generation raten, eine Trennung zu vermeiden, bei den Frauen sind es nur 19 Prozent. Für ihre Kinder sind Frauen weiterhin bereit, große Opfer zu bringen, für eine Beziehung nicht mehr.

Insofern zeichnen diese Daten auch die Momentaufnahme eines Machtkampfes, den die Geschlechter seit Jahrzehnten ausfechten und in dem die Frauen gerade die Oberhand gewinnen. Ewige Zeiten lang mussten sie sich von Männern sagen lassen, wie eine Ehe abzulaufen hat. Nun drehen sich die Verhältnisse um. Noch profitieren Männer von der Macht, die sie über Jahrtausende angesammelt haben. Doch deren Basis bröckelt. Etwa in der Bildung, wo Frauen die besseren Abschlüsse erlangen und Jungen schon länger als die Sorgenkinder gelten. Oder auf dem Arbeitsmarkt, auf dem in den letzten fünfzehn Jahren laut dem Kölner Institut der deutschen Wirtschaft zwei von drei der neu geschaffenen Jobs an weibliche Bewerber gingen.

Warum holen die Frauen auf? Wohl weil sie sich selbst eher befragen und sich deshalb besser verstehen. Weil sie besser reden können. Weil sie die modernen Machtfaktoren – Intuition, Empathie, Kommunikation – besser beherrschen. Aber wohl ebenso als Reaktion auf jahrhundert-, jahrtausendelange Benachteiligung im traditionellen Modell.

Die Frauen sind in zweierlei Hinsicht die Aktiveren: In der Beziehung suchen sie eher das klärende Gespräch, so zeigt es die Vermächtnis-Studie. [So berichtet es auch die Paartherapeutin Lisa Fischbach](#) . Sie beendeten die Beziehung aber auch konsequenter und kompromissloser, wenn die Gemeinsamkeiten aufgebraucht seien. "Frauen verfügen über eine größere Single-Kompetenz", sagt Fischbach. Kurzum, Männer seien abhängiger von ihren Frauen als umgekehrt.

Das bedeutet freilich überhaupt nicht, dass Frauen sich nicht mehr binden wollen. Im Gegenteil: Fast alle Geschiedenen gehen heute eine neue Partnerschaft ein, viele besiegeln diese sogar mit einer erneuten Heirat – Frauen wie Männer. Um den Wert der zwischenmenschlichen Nähe scheinen die Deutschen geradezu zu bangen: Über 90 Prozent meinen, es sollte nachfolgenden Generationen weiterhin sehr wichtig sein, sich jemandem nahe zu fühlen – aber nur knapp 40 Prozent sind sich sicher, dass dies tatsächlich so sein wird. Dies kann man durchaus als Auftrag an Gesellschaft und Politik verstehen: Schafft einen Rahmen, in dem Nähe eine Chance hat!

Selbst die romantische Liebe lebt bei beiden Geschlechtern als Ideal weiter. Die Vorstellung einer "Lebensabschnittspartnerschaft" lehnen die Deutschen – allen Trennungsstatistiken zum Trotz – ausdrücklich ab. Nur 10,9 Prozent der Befragten waren dafür. Noch weniger könnten sich damit anfreunden, Nähe und Intimität mit mehreren Partnern gleichzeitig zu teilen oder nur ein Geliebter unter vielen zu sein ("[Polyamorie](#)").

In der großen Mehrheit halten die Deutschen an einem zweisamen Modell fest, das die neue Realität zwischen den alten romantischen und den neuen partnerschaftlichen Vorstellungen bildet. Zumindest vom Anspruch her bleiben sie monogam. Und wer zwischen diesem Wollen und dem tatsächlichen Sein einen Widerspruch sieht, für den haben die Sozialwissenschaftler den passend-paradoxen Ausdruck: "serielle Monogamie". Anstatt das Ideal der romantischen Liebe als unrealistisch zu verwerfen, passen die Menschen es immer wieder an ihre neue Realität an – nach dem Motto: Der oder die Verfllossene war doch nicht das Richtige, aber jetzt ist es die große Liebe.

Mitarbeit: Lydia Klöckner

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2016/12/liebe-wandel-frauen-pragmatik-vermaechtnis-studie>